

(Nachdruck verboten.)

10)

Ita Haine.

Novelle von S. Juschkewitsch.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Lampert.

Im Finstern Antlitzes, begleitet von Gittel, die sich in diesem an ihre eigene Kindheit so lebhaft erinnernden Hof ganz außerordentlich wohl fühlte, trat Ita in die Stube und blieb wie angewurzelt stehen, erschüttert durch das Bild, das sich ihren Augen bot. Auf dem von Schmutz bedeckten Boden, in Lumpen gehüllt, die kaum den kleinen Körper notdürftig verhüllten, Frabbelte ein kleines barsüßiges Kind umher, krummte sich wie ein Wurm und schrie kläglich. Keine Menschenseele war sonst zu sehen. Sich selbst überlassen und hungrig winselte es ununterbrochen und war so blau vor Kälte, daß die Grinde und Wunden seines Gesichtchens kaum zu unterscheiden waren.

Als Ita von Mitleid bewegt an das Kind herantrat und es in den Arm nahm, quiekte es zuerst erschrocken auf. Als es dann aber die Wärme ihres Körpers fühlte, schrie es mit einem schluchzenden und zugleich freudigen Stimmchen auf und drückte sich krampfhaft an Ita, sie aus seinen qualerfüllten Augen unverwandt ansehend. Es zitterte und quakte vor Kälte; Ita fühlte keinen Tropfen Wärme in seinem Körperchen. Es war sechs Monate alt, aber nach Gewicht und Größe mochte man ihm nicht mehr als zwei geben.
Nermdchen und Weinchen waren mit Grind bedeckt. An manchen Stellen hatte sich die Kruste halb abgelöst, und das Kind schien wie von Nadeln besteckt. Auch das Köpfchen war mit Wunden bedeckt, die von Läusen wimmelten. Ita weinte beim Anblick dieses kleinen Märtyrers mit dem greisenhaften Gesichtchen, der nicht aufhörte, sich an ihr zu reiben, zu schluchzen und zu jammern. Mit einer Selbstverständlichkeit, die keine Frage aufkommen ließ, gab sie ihr Kind der danebenstehenden Gittel, die sich über sie lustig zu machen begann, setzte sich auf einen Stuhl und entblößte ihre Brust, die von Milch und Lebenssaft strotzte. Das Kind, an solche Kost nicht gewöhnt, wehrte sich zuerst, strampelte und warf sich in Itas Armen hin und her, da es merkte, daß sie es nicht sei, die es als seine Mutter anzusehen gewohnt war. Erst als Ita gewaltig einen Strahl der warmen und süßen Milch in seinen Mund spritzte und sein halberfrorenes Gesichtchen an ihrer Brust wärmte, packte er gierig an und leerte schmalzend und fast erstickend vor Milchüberfluß ihre Brust in weniger als fünf Minuten aus.

„Trink doch, trink, Du Armes,“ ermunterte ihn Ita, sich seines Glückes freudig, „wart ich geb Dir noch mehr. Wie hungrig Du bist!“

Sie schien das eigentliche Ziel ihres Kommens ganz vergessen zu haben, setzte sich bequem auf dem Stuhl zurecht und reichte dem Kind die andere Brust. Es kam immer noch niemand. Gittel, die des Wartens überdrüssig geworden war und der das Halten zweier Kinder zu schwer wurde, entschloß sich, Ita zur Eile zu drängen.

„Ich lasse mein Kind nicht hier,“ sagte Ita entschlossen, „lieber will ich es gleich töten. Suchen wir eine andere Frau. Es kann doch nicht überall so sein. Die Scheina hat ja auch schon ein Kind, was soll sie mit noch einem?“

„Sie glauben wohl, Sie sind eine feine Dame,“ lachte Gittel. „Alle nehmen zwei, drei Kinder in Pflege, und ihnen gehts nirgends so gut wie hier. Ich weiß es ganz genau, ich geb ja nicht zum erstenmal mein Kind fort. Anfangs dachte ich so wie Sie jetzt. Aber als ich nachher die Wahrheit erfahren und mich an sie gewöhnt hatte, schwieg ich und bekümmerte mich nicht mehr darum. Da ist nichts zu machen. Was Sie hier sehen, ist nicht das Schlimmste, ich hab genug zu sehen bekommen. Es gibt wohl noch andere Frauen, aber viel besser und sauberer ist es bei ihnen auch nicht.“

„Wie werde ich mich daran gewöhnen!“ entgegnete Ita verstört, und legte das Kind, das nunmehr eingeschlafen war, auf ein Kissen, „und wenn die Menschen das kennen lernen würden, was ich hier gesehen, hätte alles Böse auf der Welt ein Ende.“

„Meinetwegen können Sie daran glauben und sich selbst betrügen, ich weiß aber Bescheid mit Menschen und sage Ihnen,

daß ich schlimmere und gemeinere Hunde nirgend gesehen habe — obwohl ich selbst kein Engel bin. Bei ihnen habe ich es auch gelernt, so zu leben, als ob man mir das Herz herausgeschnitten hätte.“

Ita zog sich an, sie gingen und verschlossen die Tür. Das am Tor stehende Mädchen stand noch in derselben Stellung und sah immer noch in die Ferne, die breite, endlos lange Straße hinab. Sie regte sich auch nicht, als die beiden Frauen an ihr vorübergingen, und blieb unbeweglich, wie ein Bild des Versunkenseins, ein Symbol der Sehnsucht, der Verzweiflung, des Dranges zu jener weiten, unendlichen Freiheit, in deren blaue Ferne Himmel, Erde und Luft sich zu einem den kettenbeladenen Menschen lodenden Geheimnisvollen und Unbekannten verweben.

Die Zeit verrann, und Gittel mahnte Ita immer wieder zur Eile. Jetzt betraten sie einen Hof, der so eng wie ein Tunnel und ebenso dunkel war. Ihnen entgegen — so daß Ita und Gittel ausweichen mußten — kam ein Alter mit einem kleinen Sarg unter dem Arm. Ihm folgte eine Frau, die von zwei alten Weibern geführt wurde. Geschlossen wurde der Zug von einigen Frauen, die sich über etwas leise unterhielten. Hinter ihnen drängten sich in angemessener Entfernung die Kinder des Hofes — schmutzig und in Lumpen. Der Alte, der den Sarg wie ein Buch unter dem Arm hielt, ging rasch, fast ohne die Knie zu beugen, und sein Gesicht war ruhig und gleichgültig. Dieselbe Ruhe und Gleichgültigkeit lag auf den Gesichtern der Uebrigen; kein Seufzen, kein Weinen war zu hören. Es war klar, daß es sich nur um eine leere, aber notwendige Formsache handelte — notwendig, um das Kind los zu werden — und daß sie allen unangenehm war, weil sie die für wichtigere Angelegenheiten notwendige Zeit und Aufmerksamkeit raubte. Als der Alte mit den Frauen vorüber war, fragte Gittel eine der Dabeistehenden, wer begraben werde.

„Ein Junge ist hier gestorben,“ antwortete die Angesprochene gleichgültig. „Der Winter ist rau und die Pflegekinder haltens nicht aus. Fünf Monate sei es alt geworden. Dafür kann man Gott aber danken. Die meisten sterben ja viel früher.“

„Wem gehört das Kind?“ fragte Ita.

„Haben Sie denn die Mutter nicht gesehen? Die zwei alten Weiber haben sie geführt. Sie ist Amme in einem armen Haus und tut nur so, als ob sie sich grämt; man muß doch zeigen, daß man sein Kind liebt. In Wirklichkeit ist sie aber so zufrieden. . . .“

Die Sprecherin fuhr sich rasch mit der Hand unterm Kinn vorbei, so war nach ihrer Meinung die Amme mit dem Tod des Kindes zufrieden, und setzte hinzu:

„Wahrscheinlich tut es ihr jetzt im Geheimen leid, daß es nicht früher geschehen ist. Dann hätte sie sich das viele Geld für die Pflege sparen können.“

„Berstehe schon,“ zwinkerte Gittel, „alte Geschichten. Jetzt ist ja auch die Sterbesaison. Wieviel bezahlte sie fürs Kind?“

„Ach was, Saison!“ mischte sich eine Zweite ins Gespräch.

„Die Saison ist im Frühjahr. Kommen Sie mal im Frühjahr her, dann stehen Euch die Haare zu Berge. Sogar die Luft wird manchmal schlecht vor lauter toten Kindern, so viel gibts. Besonders die Pflegekinder sterben nur so hin. Unsere eigenen Kinder können wir nur mit Mühe und Not durchbringen, diese aber fallen hin wie Fliegen. Wahhaftig hier ist es leicht, zum Henker zu werden.“

„Hören Sie doch auf!“ flehte Ita entsetzt. „Das Blut steht mir still. Gittel, kommen Sie.“

Sie schickte sich zum Gehen an, Gittel aber fragte:

„Wo wohnt hier Mirel?“

„Mirel? Gerade bei ihr ist ja das Kind gestorben. Wollen Sie ihr das Kleine da geben? Sie ist eine gute Frau. Gehen Sie nur weiter — die fünfte Tür rechts.“

Mit der Hand den Weg weisend, begleitete sie die Weiden bis zu Mirels Wohnung und kehrte dann um. Gittel und Ita traten in eine niedrige Stube, wo man kaum aufrecht stehen konnte. Der Boden war nichts wie bloße Erde mit einer Bastmatte bedeckt und roch schlecht nach Lehm und Mist. Am Tisch saß eine Frau und trank Tee. Zwei Kinder spielten auf dem Boden, direkt an der Tür. Als Mirel — denn sie war es — die beiden unbekannteren Frauen mit Kindern auf den Armen

hemerkte, rief sie ihnen, ohne die Leertasse aus der Hand zu lassen, statt jeden Grusses zu:

„Haben Sie je so ein Unglück gesehen? Zum erstenmal kommt es bei mir vor, daß ein Kind stirbt. Zum erstenmal, so wie ich jetzt Tee trinke. Jetzt sitz ich und denke: warum ist es gestorben? Eigene Kinder hab ich nicht, die beiden da sind meiner Schwester Kinder. Mein Mann ist Tagelöhner. Ich bin nicht so wie andere, die Kinder haben und selbst in Arbeit gehen. Ich lebe bescheiden, ruhig, wie eine Hausfrau sein soll, habe immer zwei Kinder in Pflege und hüte sie wie meinen Augapfel.“

„Warum ist denn das Kind dann doch gestorben?“ fragte Gitel lächelnd, denn sie kannte diese Selbstbelobigungen zur Genüge.

„Warum es gestorben ist? Sehen Sie sich, das Stehen fällt Ihnen schwer. Und warum ist das andere nicht tot? Sie stellen komische Fragen. Was hab ich von feinem Tod? Meinetwegen könnte es ruhig leben. Ich nehme ja doch an seiner Stelle ein anderes, was ist da fürn Unterschied?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

7

Fahrende Leute.

Von Anna Reichert.

„Ach“ — Alfred Eisebein stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf. „Du bist ja ein Satanskler. Da brauchst also bloß was zu passieren — und weil ich Dir Sonntag in der Betrunktheit gesagt habe, daß ich die Hermine aus einem besonderen Grunde gern mal wieder in meinem Wagen schlafen lassen möchte, drehst Du mir dann einen Strich. Kannst Dir ja denken, was ich will. Hermine ist ein hübsches Mädel.“

„Na, na, laß gut sein. Dafür brauchst's den Gepäckwagen nicht. Wo läßt Du denn die Auguste?“

„Ich was weiß ich — laß sich der Teufel mit Dir ein.“ Alfred Eisebein wandte sich ab.

„Sei vernünftig. Entweder Du tußt nichts — gut, Dein Schade. Oder Du tußt was — und dann weiß ich genug, um Dir den Profit zu verjagen. Du hast vorigen Sonntag eine ganze Menge ausgeplaudert; das kann ich alles beenden. Also sagen wir: wenn das Geschäft Eisebein statt an die Hermine an Dich fällt — kriege ich fünfhundert Mark.“

„Was Du red'st. Wenn's Hermine nicht kriegt, behält's eben die Alte.“

„Nach doch ein Ende mit Deinen Affanzereien. Ich weiß so gut wie Du, daß sie's schon längst gern verpackt hätte, wenn's ihr nur das Testament gestattet hätte. Sie hat ihr Schäfchen im Trocknen und will sich jetzt zur Ruhe setzen und die feine Dame spielen. Sie hat mir's heut erst wieder erzählt, will nach Berlin und sich eine blinde Sängerin halten.“

„Was geht's mich an,“ murmelte Eisebein. Lippich zuckte ärgerlich die Achseln. „Na, dann spiel also weiter den Dummen. Und binde Dir die Hände.“

„Wer sagt mir denn, daß Du mich nicht immer weiter schröpfst, wenn —“

„Ich kann Dir's ja schriftlich geben, daß ich Mitschuld habe. Dann bring' ich ebenso mich an den Galgen wie Dich, wenn ich plaudere.“

Alfred Eisebein dachte nach. „Herrje, bist Du schwerfällig,“ schrie Lippich nervös. „Her mit Papier. So, ich schreibe: Wenn das Konzertgeschäft Eisebein an mich fällt, so zahl ich an Herrn Ferdinand Lippich acht-hundert Mark bar. — Das ist der eine Zettel, den Du unterschreibst und den ich kriege. Dafür —“

„Warum denn? Was soll denn das? fragte Fridchen Lippich, die unhörbar über den Nasen herzugelommen war.

„Teufel Sakrament,“ schrie Lippich zornig, „schrecklicher Fluch aus. Ich bitte um Entschuldigung, ich wollte die Herren nicht erschrecken.“ sagte Fridchen demüthig. „Ich sollte nur Fräulein Hermine holen; wir fangen an. Und da hörte ich die Bette. Die acht-hundert Mark wirst Du aber wohl nie kriegen, Ferdinand. Fräulein Hermine ist Gott sei Dank so gesund. Und freiwillig gibt sie das Geschäft nicht her.“

„Galt den Schnabel!“ brüllte Lippich und holte mit der Faust zum Schlag aus. Fridchen wich entsetzt aus und flüchtete in den Wagen.

„Keine Angst,“ sagte Lippich zu dem finster dastehenden Eisebein. „Die tut uns nichts. Die tut und läßt, was ich will. Ist ja ihr eigener Nutzen. — Na, geh'n wir ins Helle und machen die Geschichte perfekt?“

Das Zelt war noch fast leer, als Fridchen und Hermine eintraten. Cäcilie und Liese saßen in ihrem Plüschsessel bereits als Lockmittel auf der Bühne. Unter Frau Eisebeins Stuhl stand die große eiserne Kaffeetasse, die die gesammelten

Gelder aufnehmen sollte, und auf ihrem Tische auf Hermine und Fridchens Stuhl lagen die kleinen Taschentücher, die die Sängerrinnen beim Sitzen über den Schoß breiteten, um das Kostüm durch die aufliegenden Hände nicht zu beschmutzen. Seitwärts, einen halben Meter tiefer als die winzige Bühne lagen die Garderoben, zwei Winkel, in deren jedem ein Stuhl zur Aufnahme von Spiegel, Schminkekästen, Mänteln und etwaigen Requiriten stand. Außer von diesen Garderoben drängte sich Jung und Alt, um durch die Löcher der Zeltleinwand zu sehen, wie Hermine sich noch einmal das Gesicht überpuderte und mit dem Kohlestift über die blonden Augenbrauen strich, wie Fridchen die vorwichtige graue Haarsträhne unter die schwarze Lockenperücke zurückschob und wie Anton Seiffert sich die Nase rot schminzte und den falschen Schmerzbauch unter die gelbe Weste hob.

Frau Eisebein kämpfte aufgeregt mit der Wirtstochter um das Abendbrot. Sie erklärte es für notwendig und ihr gutes Recht, daß sie sich stärken, ehe sie austräte. Die Wirtstochter behauptete, daß die Vorräte aus dem Gasthaus noch nicht eingetroffen seien.

Vater Eisebein suchte zu vermitteln. „Singt doch schon einen Chor als Anfang. Das spricht sich dann rum und die Leute kommen. Es ist doch auch unser Profit, wenn das Zelt bald voll ist; wir haben doch heute nur Kaffeegeschäft.“

Frau Eisebein ließ sich endlich ertweichen. „Damenchor!“ kommandierte sie. Frau Eisebein, Fridchen, Hermine, Liese und Cäcilie stellten sich in eine Reihe ganz vorn an der Bühne. Emil öffnete das Klavier.

Nummer 22.“

Emil haute in die Tasten und die Damen schmetterten los. Vater Eisebein hatte gut geraten. Beim dritten Vers strömte es in Scharen in das Zelt. Die meisten setzten sich schon und bestellten Bier. Einige Sparsame freilich blieben im Gange stehen, um, sobald Hermine und Liese mit den Tellern von der Bühne herab-sprangen, fluchtartig zum Ausgang zu streben.

„Daß Du nicht vergißt, mir von Zeit zu Zeit ein Glas Bier bringen zu lassen,“ mahnte Frau Eisebein leise ihren Mann. „Aber, daß der Kellner nicht sagt, daß es von Dir ist. Du weißt, es ist nicht wegen Trinken, es ist von wegen der Reputation. Hermine soll sich nicht zuviel auf ihre Traktamente einbilden.“

Die Vorräte trafen ein. Jedes Mitglied der Truppe Eisebein konnte sich an Wäffelt eine fünf Zentimeter dicke Schnitte Brot und eine ganze Blutwurst holen. Vater Eisebein und die Komiker zogen sich mit ihrem Part in eine der Garderoben zurück; die weiblichen Mitglieder mußten auf Frau Eisebeins Befehl ihr Essen auf der Bühne verzehren — das Brot in der einen, die Wurst in der andern Hand, — damit sich das Publikum beim Anblick der leeren Wäffe nicht wieder verließ.

Hermine entdeckte den blonden Provisor am Zeltengang. Sie lächelte ihm zu und winkte ihn eifrig heran. „Da,“ sagte sie, „Liese großmütig ihren Brot- und Wurstrest in die Hand drückend und stand auf. „Schönster Doktor, ich will was Warmes zu essen haben.“

Er nickte, reichte ihr die Hand beim Abspringen von der Bühne und setzte sich mit ihr an einen der roh zusammenge-zimmerten Tische.

„Das ist ein feiner Mann,“ sagte Frau Eisebein, neidisch hinübersehend. „Der hat voriges Jahr der Hermine zwanzig Mark geschenkt.“

Cäcilies Gesicht zog sich schmerzhaft zusammen. „Da,“ sagte sie und gab nun auch ihre Reste an Liese.

„Bilde Dir man nicht ein, daß Du auch Essen spendiert kriegst,“ meinte Frau Eisebein. „Da muß man ein and'res Gesicht machen als Du immer machst.“ — Cäcilie starrte mit weiten, traurigen Augen ins Leere.

„Du bist selbst schuld. Warum gibst Du Dir nicht wenigstens Mühe, so den rechten Schick und Pli zu kriegen? Liese kann's ja schon besser wie Du. Aber wenn Du nicht rumgehen willst, einsammeln und Dich ans Publikum rammachen, und ein bißchen zu schwarzzeln und nett zu tun und beliebt zu machen —“

Cäcilie stand hastig auf. Sie hatte ihren Vater entdeckt und winkte ihn näher. „Vater, nicht wahr, ich brauche nicht einsammeln geh'n?“

„Nein, nein,“ sagte er erschrocken, „das will ich nicht. Bleib immer auf der Bühne, hörst Du?“ Beruhigt setzte sie sich wieder.

Liese sang mit fastiger, ausgiebiger Stimme ein neckisches Couplet. Ihr von dem kurzen, wüst geträufelten Haar umwalltes Posaunenengesicht sah toternst dabei aus und ihre Arme weiteten sich bei jeder zweiten Zeile in einer langsamen, pastoralen Bewegung wie segnend auseinander.

Die Vorträge der Sängerrinnen und Komiker jagten sich. All-mählich wurde die Stimmung im Zelt animiert. Die Tische füllten sich. Hermine schlamm gewürzte Couplets und drastische Bewegungen entfesselten johlende Weisheitsstürme. Der Platz zu ihren Füßen wurde nie leer von Biergläsern und Kaffeetabletts.

„Was willst Du haben?“ fragte der Provisor, der mit anderen jungen Herren den Honoratiorentisch dicht vor der Bühne bildete. „Bier hast Du nun genug, Hermine.“

„Du kannst mir Schokolade kaufen und einen Likör. Und hör' — der kleinen Schwarzen, die jetzt einkassieren geht, spendierst Du einen Kaffee. Mit Kuchen.“

„Wie Du wünschst. Verdient hat sie ihn zwar nicht; sie ziert

wie eine Graswilde. Du, sing gleich noch mal das Lied vom Parlekin mit der Strippe."

"Was krieg ich dafür."

"Den Löff."

"Pstui, wie gniefischig."

"Ne Marx extra."

"Du bist ein süßer Junge. Weißt Du auch noch alles vom vorigen Jahre?"

"Na oh." Sein Gesicht rötete sich. Er stand auf und trat ganz an die Bühne heran. "Du Hermine", fragte er leise, daß die Freunde es nicht hörten, "kannst Du gleich nicht mal unauffällig herauskommen?"

Sie nickte.

Fridchen Lippich schrak, als ihr der Kellner den vom Probiror gespendeten Kaffee reichte. "Ach nein," sagte sie und sah Hermine an. "Sie haben ihn für mich geschmurt, Fräulein Hermine."

"Nein, das tu' ich nicht mehr, weil Sie ihn dann nicht trinken, Sie könntes Knetchen. Der Herr da fragte mich, was er spendieren sollte."

Fridchen stand errötend auf und machte mit dem Tablett in der Hand dem Probiror einen zierlichen Knix.

"Hermine," flüsterte Cäcilie der Schwester zu, "bitte, bitte, laß mich in Onkel Alfreds Wagen schlafen. Ich hab' vorigen Sonntag mit Fridchen und ihrem Mann in einem Bett geschlafen. Ich kann und kann es nicht wieder tun."

"Warum soll ich es denn können?"

"Wir können ja beide in den Gepäckwagen gehen. Ich will gern die ganze Nacht in der Ecke sitzen, wenn kein Platz für drei ist."

"Sei ruhig, Kleine. Ich will mal sehn, was sich machen läßt. Aber hör, sag noch nichts davon."

"Nein, ich bin ja extra still gewesen. Sonst will's Mutter grade."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Straßenbäume in der Großstadt.

Vier Reihen Bäume ziehen sich vor meinem Fenster die Straße entlang, meist Kastanien und Platanen, dazwischen vereinzelte Nüstern. Es sind schöne Stämme, vielfach kühnlich und zum Teil bis in die Höhe des dritten Stockwerkes ragend. Und doch sind sie viel dürftiger als ihre gleichaltrigen Kameraden, die im freien Felde, auf weiten Dorfplätzen oder entlang den Landstraßen aufwachsen. Selbst bei den Platanen, die noch am frischesten grünen, fällt die Kleinheit der Blätter auf. Und gar bei den Kastanien! Da sind die Blätter besonders kümmerlich entwickelt; gering an Zahl, vermögen sie nur spärliche Schattenringe über den Boden zu verstreuen; sie sind verkümmert, verrückt, wie zerknüllt, steif wie vom Alter, am Rande dürr und rostrot. Der Baum prangt nicht in lustigem Grün, sondern trägt mehr ein schmutzig-vergräutes Braun. Und das trotz aller sorgsam verhängelnden Pflege; denn wöchentlich mehrmals erhält jeder Baum ein reichliches Quantum Wasser. Straßenbäume sind die Schmerzenskinder der Parkverwaltung in jeder größeren Stadt. In jedem Jahre geht ein unverhältnismäßig hoher Prozentsatz ganz ein, und wie oft verlieren sie in heißen Sommer bereits im Juli ihr Laub, um im Spätherbst hier und da noch ein zweites Mal Knospen und Blüten zu treiben.

Es sind verschiedene Ursachen, die diese Erscheinungen hervorgerufen, aber fast alle wurzeln im großstädtischen Straßenpflaster; besonders Asphalt- und Granitpflaster, dessen Fugen mit Teer ausgegossen sind, sind Todfeinde der Straßenbäume. Sie schließen den Boden fast hermetisch gegen die Außenluft ab, so daß von einer ausreichenden Bewässerung oder Durchlüftung nicht die Rede sein kann. Was in einer Stadt an atmosphärischen Niederschlägen fällt, muß möglichst schnell entfernt werden; es fließt, ohne daß ein Tropfen davon dem Erdboden zugute kommt, von der gewölbten Straßendecke nach den Mauersteinen und von da durch die Kanalisationsröhren nach außerhalb ab. Bei der bekannnten ständigen "Wuddelerei" in den Straßen Berlins kann man stets die Beobachtung machen, daß der Boden unterhalb des Straßenpflasters fast staubtrocken ist. Infolgedessen wird in heißen Sommern schon sehr früh die Wasserzirkulation innerhalb der Bäume eingeschränkt oder mehr oder weniger eingestellt, die Blätter welken und fallen schließlich ab, um womöglich bei Wiedereintritt größerer Niederschläge durch neue ersetzt zu werden. Dies kann aber nicht ohne starke Schädigung des Gesamtorganismus der Pflanze vor sich gehen; denn der vorzeitige Laubabfall nötigt den Baum, die Reservestoffe anzugreifen, die in Wurzeln, Stamm und Ästen für den Aufbau der nächstjährigen Triebe aufgespeichert werden sollten, und sie schon jetzt zur Erzeugung neuer Blätter, oft auch noch von Blütenknospen heranzuziehen. Die Reservestoffe aber können in der kurzen Zeit, die ihnen bis zum Eintritt des Winters übrig bleibt, sich nicht so entwickeln, daß sie den Verlust an Reservestoffen wieder einzutragen vermögen. So wird der Baum häufig von den Frösten überrascht, ehe er die nötigsten Vorbereitungen zu seinem Schutze und zu seiner Überwinterung getroffen hat. Die Säfte sind noch nicht aus den Zellen der jungen Triebe nach den geschlitzten Stellen des Stammes zurückgeleitet

worden, der hereinbrechende Frost verwandelt sie in Eis und zerstört dadurch die Zellen, so daß im nächsten Frühjahr die schwächeren Zweige abgestorben sind und nicht mehr begrünt werden. Das bedeutet aber wieder für den Baum eine Verminderung seiner arbeitenden Organe, eine Lähmung der Assimilationskraft und damit auch eine geringere Widerstandsfähigkeit gegenüber anderen schädlichen Einflüssen.

Wenn auch nur notdürftig, so vermag man doch durch regelmäßige künstliche Bewässerung die behinderte Wasserzirkulation in etwas zu erheben, obwohl das Begießen im näheren Umkreis des Stammes und der Peripherie der Krone entsprechend im Boden ruhenden äußeren Wurzeln, die in erster Linie dem Baum als Saugpumpen dienen, kaum zugute kommt. Daneben aber leiden die Straßenbäume außerordentlich unter der mangelnden Ventilation des Bodens. Meist bleibt nur ein Stückchen Land von etwa einem Meter Durchmesser um den Baum herum vom Pflaster frei, bisweilen noch viel weniger. Nun atmen aber bei den Pflanzen nicht allein die Blätter, sondern auch die unterirdischen Organe, die Wurzeln; im Gegensaß zu jenen, die Kohlendioxid einatmen, verbrauchen sie Sauerstoff zur Herstellung von Verbindungen, die die Mineralien des Bodens aufzulösen und ihnen die Nährstoffe zu entziehen vermögen, und zu deren Transport nach den oberirdischen Teilen. Infolge des Luftabschlusses durch das dicke Steinpflaster kann aber der Ertrag des verbrauchten Sauerstoffes nicht schnell genug von staten gehen; die Zirkulation der Gase und damit die Ernährung des Baumes wird nur eine mangelhafte sein. Die Wurzeln streichen nun instinktiv mehr horizontal an der Oberfläche, um der Luft näher zu sein, entfernen sich aber dadurch noch mehr von den tieferen, wasserführenden Schichten. Eine feine Witterung entwickeln dabei die Wurzeln für solche Stellen, wo Wasser regelmäßig vorhanden ist: für die Wasserleitungs- und Kanalisationsröhren. Diese werden von dürftigen Wurzeln förmlich belagert. Jede schwache, poröse Stelle finden die mit ungemein entwickeltem Tastsinn ausgestatteten Wurzeln heraus, um daraus das kostbare Naß zu ziehen, und das geringste Löchlein hemmen sie, um in dichter Menge einzudringen, sich drinnen breit zu machen, zu verzweigen und zu verfilzen, so daß sie bisweilen die Röhre durch sogenannte "Drainzöpfe" vollkommen verstopfen.

Die eigentümlichen durch die Farbe und Beschaffenheit des Pflasters und der Häuser erzeugten Licht- und Wärmewirkungen tun dann noch das ihre, um die Straßenbäume noch mehr zu schwächen und in ihrer Entwicklung zu hemmen. In den Straßen der Großstadt herrscht in den Hundstagen oft eine geradezu unerträgliche Hitze, indem die lahlen Häusermauern, der platte Boden Licht und Wärme von der Seite und von unten her zurückstrahlen. Nun stellen die Blätter der Bäume eine vorzügliche Anpassung gegen einseitige Licht- und Wärmewirkung dar. Die meist glänzende Seite, die vielfach noch besondere Schutzmittel trägt, wendet sie dem Lichte zu, die unteren Flächen, die mit zahlreichen Spaltöffnungen versehen sind, kehren sie nach dem kühleren Boden hin. Diese Anpassung an natürliche Verhältnisse in Feld und Wald verfaßt aber in den Straßen der Großstadt, wo die reflektierten Sonnenstrahlen Licht und trodene, wasserverzehrende Wärme auch von unten gegen die Blätter senden und sie so zu anormaler Verdunstung zwingen.

Dazu kommt, daß vielfach die Straßenbäume direkt unter Vergiftungserscheinungen erkranken. Der Boden unterhalb des Pflasters enthält eine ganze Reihe von Stoffen, die bei dem Straßenbau Verwendung fanden und nun in Verletzung übergehen. Vor allem aber sind die Gasleitungsrohren nie so dicht, daß nicht doch verhältnismäßig ganz erhebliche Gasmengen den Weg in die Erde finden. An und für sich könnten ja alle diese Stoffe mehr oder weniger von den Wurzeln der Bäume verarbeitet und in Nährlösungen verwandelt werden; treten sie aber in so großen Mengen auf und dazu in Schichten ohne ausreichende Luftzirkulation und ohne die lösende oder bindende Kraft des Wassers, so wirken sie wie scharfe Gifte auf die Wurzeln des Baumes, ebenso wie die in der Großstadtluft enthaltenen giftigen Gase und die Luft allenthalben erfüllenden schädlichen Staubteilchen die Entfaltung und Tätigkeit der Blätter hemmen. Besonders die mit dem Rauch der Fabriken entweichende schweflige Säure greift die Blätter außerordentlich an. Am ersten merkt man die allzustarke Durchsetzung der Luft mit giftigen Stoffen an dem Verschwinden der Flechten, die sich sonst an der Wetterseite anzusiedeln pflegen und die von besonderer Empfindlichkeit gegen chemische Reize zu sein scheinen. Auch Rodelbäume gehen an solchen Stellen in relativ kurzer Zeit ein, während die Laubbäume sich durch Abwerfen der von Ruß usw. verstopften Blätter in jungen Jahren wenigstens einigermaßen zu schützen wissen.

Uebrigens ist das Verhalten der einzelnen Baumarten, die als Straßenbäume Verwendung finden, ganz verschieden. Am wenigsten kann sich unsere einheimische Linde halten, die ungarischen und amerikanischen Silberlinden vermögen schon eher auszubauern. Besser eignet sich schon zum Straßenbaum die Kastanie, von der besonders eine Bastardart angelegt wird die keine Früchte trägt. Pappeln und Weiden werden meist vermieden, da sie allzusehr dem Winddruck ausgesetzt sind und die herabfallenden Äste den Passanten Schaden bringen könnten. Am meisten werden gegenwärtig die widerstandsfähigeren Ahorn- und Eichenarten, wie Spitzahorn, Stiel- und Kraubeneiche, die Nüstern und die Platane zur Bepflanzung der Straßen vorgezogen. eg.

Die Seidenindustrie in Japan.

Zu den wichtigsten Zweigen der japanischen Industrie gehört bekanntlich die Seidenraupenzucht und die Gewinnung und Verarbeitung der Seide selbst. Wie der „Glossus“, einem in diesem Jahre vom Londoner Auswärtigen Amt veröffentlichten Konsularbericht über die japanische Rohseidenindustrie folgend, ausführt, begann der Export von Rohseide aus Japan mit dem Jahre 1859, d. h. bald nach dem erzwungenen Aufgeben der Abschließungspolitik. In jener Zeit verwüsteten Krankheiten die europäischen Zuchtanstalten, so daß Japan, das von ihnen verhältnißmäßig geblieben war, eine große Masse von Kartons mit Seidenraupeneiern nach dem Auslande, namentlich nach Frankreich und Italien, verkaufen konnte: 30 000 Kartons im Jahre 1863, 2 500 000 Stück im Jahre 1865. Nachdem man in Europa der Krankheiten Herr geworden war, hörte dieser Export auf, und es blieb nur die Rohseide übrig, die aber infolge von Mängeln in der Spinnereitechnik eine geringe Qualität besaß. Der japanischen Regierung gelang es indes, auch durch Einführung der europäischen Methoden, diesem Uebelstande allmählich abzuhelfen.

Als Seidenproduzent steht Japan heute an zweiter Stelle (hinter China). Während 1876 seine Produktion erst 1 359 780 Kilogramm betrug, wovon 870 720 Kilogramm ausgeführt wurden, belief sie sich 1906 auf 8 213 700 Kilogramm, und davon gingen 6 230 160 Kilogramm ins Ausland. Allein die Seide stellt dem Werte nach den vierten Teil der gesamten japanischen Warenausfuhr dar. Die Verbesserung der Spinnereien hat den Marktwert der Seide gehoben, und ebenso hat sich die Produktion der Kokons vermehrt infolge der Ausbreitung der Seidenkultur über neue Teile des Landes und einer dreimaligen Ernte im Jahre: im Frühling, Sommer und Herbst.

Heute hat sich die Seidenraupenzucht so ziemlich über ganz Japan ausgedehnt. Im Norden reicht sie bis nach Jesso. Allerdings ist hier das Klima nicht so günstig, weil es das Wachstum des Maulbeerbaumes verzögert und die Frühjahrsernte immer zweifelhaft macht. Die große Insel Nippon ist der Hauptsitz der Zucht. Im Süden ist es wieder anders. Das Land eignet sich dort hervorragend für die Seidenraupenzucht, beschäftigt man sich mit der letzteren nicht. Die Ausdehnung der Zucht geht übrigens nur langsam vor sich, weil die Wäme viel Zeit brauchen, bis sie die genügende Menge von Blättern liefern, und weil auch die nötige Erfahrung in der Behandlung der Raupen sich nicht so ohne weiteres einstellt.

Den Maulbeerbaum pflanzt man in der Ebene, an den Flußufern und auf den Hügeln. Seine Anpflanzungen bedeckten 1896 eine Fläche von 288 950 Hektar, 1906 eine solche von 364 740 Hektar. Die bedeutendsten befinden sich in den Präfekturen Kagano (die ein Sechstel der gesamten Ernte ergibt), Fukuoka, Gumba, Saitama, Yamagata und Yamanaoki. Am besten paßt sich der weiße Maulbeerbaum (*Morus alba*) dem Klima an, er wird deshalb auch am meisten angepflanzt; der schwarze Maulbeerbaum (*Morus nigra*) hat viel geringere Verbreitung. Man zählt 500 bis 600 Arten des weißen Maulbeerbaumes in den verschiedenen Gegenden. Eine andere aus China eingeführte Varietät ist sehr gesucht, weil ihre Blätter lange ihre Feuchtigkeithalten, was nicht ihren unmittelbaren Verbrauch nach dem Spinnen erforderlich macht. Die Tageslöhne für die Landarbeiter schwanken von 1894 bis 1906 zwischen 32 und 60 Pf. für die Männer und zwischen 20 und 52 Pf. für die Frauen. Die Frühjahrsernte an Kokons ist stets die ergebnisreichste; sie betrug 1906 63 Proz. der Jahresernte, 14 Proz. entfielen auf die Sommer- und 23 Proz. auf die Herbsterte.

Die Spinnereien verteilen sich hornehmlich auf die Präfekturen Kagano (die den vierten Teil der japanischen Rohseide erzeugt), Gumba, Niigi, Saitama, Yamanaoki und Fukuoka — also auf die Gebiete, die auch die größten Maulbeerbaumpflanzungen besitzen. Die mechanischen Spinnereien gewannen 1906 5 240 250 Kilogramm Rohseide, die in Kagano allein ein Drittel davon. Die Löhne der Fabrikarbeiter schwanken von 1894 bis 1906 zwischen 28 und 52 Pf. pro Tag bei zehn- bis elfstündiger Arbeitszeit.

Die Rohseide wird von japanischen Kommissionären, die sie zu der Yokohama Sanshi Boshokusho korporiert haben, aufgekauft und an die Exporteure in Yokohama weiterverkauft. Yokohama ist der einzige Seidenexporthafen. 1906/07 wurden 63 962 Ballen ausgeführt, davon 48 469 nach den Vereinigten Staaten von Amerika und 20 493 nach Europa. Es wurden 1908, wie erwähnt, 6 230 160 Kilogramm ausgeführt, davon allein 4 407 060 Kilogramm nach den Vereinigten Staaten. Im zweiten Abstand folgten Frankreich mit 1 260 780 und Italien mit 514 860 Kilogramm; in noch größerem Abstand Kanada mit 44 280 und England mit 1920 Kilogramm. Ausland importierte 900 Kilogramm. Deutschland kam für die Einfuhr japanischer Rohseide so gut wie gar nicht in Betracht. Nach einem Bericht des österreichisch-ungarischen Konsulats in Yokohama importierte Deutschland 1906 keine japanische Rohseide, 1907 solche im Werte von 56 188 Yen, 1908 wieder nur für 5776 Yen. Dagegen gingen vom Gesamtexport von 1908 im Werte von über 108 Millionen Yen nach derselben Quelle für 81,5 Millionen Yen allein nach den Vereinigten Staaten.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Die Zahl der Sterne. Obgleich durch das alte Volkslied „Weißt du, wieviel Sternlein stehen an dem blauen Himmelszelt?“ doch wohl die Unmöglichkeit angedeutet wird, diese Frage jemals zu beantworten, haben es sich die Menschen nicht verbieten lassen, auch am Firmament immer wieder Zählungen zu veranstalten. Allerdings behält das Volkslied insofern recht, als man nicht daran denken kann, jeden einzelnen Stern zu zählen, wie es in einem gutverwalteten Staat mit den Millionen von Einwohnern bei einer Volkszählung geschieht. Vielmehr kann die Aufgabe nur annähernd derart gelöst werden, daß man gewisse Felder am Himmelsgewölbe auszählt und dann mit Multiplikationen arbeitet. Solche Versuche sind aber mehrfach unternommen worden. Man darf sich aber nicht darüber wundern, daß die Ergebnisse recht verschieden ausgefallen sind. Die beiden neuesten Zählungen sind einmal von der Sternwarte in Groningen von Professor Kapteyn und andererseits von der Harvard-Sternwarte durch Professor Pickering veranstaltet worden. Die erste kam bis zur Sterngröße $14\frac{1}{2}$ auf 38 Millionen und bis zur Sterngröße $15\frac{1}{2}$ auf 98 Millionen Sterne. Die zweite gibt sehr abweichende Ziffern, hat allerdings auch nicht so viel Sterne in Betracht gezogen. Nach der Harvard-Zählung würden nämlich bis zur Größe von $10\frac{1}{2}$ nicht ganz 7 Millionen und bis zur Größe von $13\frac{1}{2}$ etwas mehr als $14\frac{1}{2}$ Millionen Sterne vorhanden sein. Der große Unterschied zwischen den Zählungsergebnissen deutet auf die erhebliche Unsicherheit hin, jedoch hat es den Anschein, als ob die Harvard-Sternwarte besser gezählt hat, denn nach der Feststellung von Burnis im Observatorium stimmen die Untersuchungen in Greenwich damit besser überein, als mit den Schätzungen des holländischen Astronomen.

Medizinisches.

Ein Volksmittel gegen Nasenbluten. In verschiedenen Gegenden dienen kalte Umschläge auf den Nacken als Volksmittel gegen Nasenbluten, ohne daß bisher seitens der medizinischen Wissenschaft ein häufiger Gebrauch von diesem Verfahren, die Blutung zu stillen, gemacht worden wäre. Professor Juras aus Lemberg lenkt nun in der Münchener Medizinischen Wochenschrift die Aufmerksamkeit auf dies einfache Hausmittel und beschreibt einen Fall hartnäckigen Nasenblutens, in dem es eigentlich ganz allein wirksame Hilfe zu bringen vermochte. Die Patient war ein sechzigjähriger Mann mit Merkmalen einer Neigung zum Schlagfluß, der plötzlich, ohne vorher an Blutungen oder Wallungen nach dem Kopfe gelitten zu haben, von unstillbarem Nasenbluten befallen wurde, so daß er sich veranlaßt sah, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Es gelang anfänglich durch Einlegen von Eischloridwatte Hilfe zu schaffen, die jedoch nicht anhielt. Wohl aber erwies sich das von einem einfachen Bediensteten empfohlene Auflegen eines in Eiswasser getränkten Handtuchs auf den Nacken als wirksam. Der herbeigerufene Arzt nahm anfänglich davon keine Notiz und versuchte eine Reihe stillender Mittel, die jedoch nur vorübergehenden Erfolg hatten, während die Kälteeinwirkung auf den Nacken sich bei den durch acht Tage stets wiederkehrenden Anfällen als das weitaus sicherste Mittel erwies. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kälteeinwirkung im Genick die Nasenschleimhaut zu beeinflussen vermag, indem sie eine Zusammenziehung der Blutgefäße hervorruft. In Galizien ist diese Behandlungsart im Volk in einer ganz besonderen Form gebräuchlich. Man legt dort dem von Nasenbluten Befallenen einen Bund kalter Schlüssel auf den Nacken, was stets den gewünschten Erfolg haben soll.

Aus dem Tierleben.

Wandernde Fledermäuse. Die Wanderungen der Tiere beruhen auf verschiedenen Ursachen. Viele Fische, wie der Lachs, die Meerforelle, der Maifisch, die Maränen, der Stint wandern aus dem Salzwasser in das Süßwasser, um dort zu laichen, während der Hai zu demselben Zwecke die See aufsucht. Manche Großsäugetiere, wie der Wapiti, mehrere afrikanische Antilopen und früher auch der Bison, wandern regelmäßig, weil sie beim Verweilen in derselben Gegend an Futtermangel zugrunde gehen würden. Plötzlicher Nahrungsmangel oder sehr früher Schneefall veranlaßt in unregelmäßigen Zwischenräumen nordische Vögel, wie den Seidenschwanz und Tannenhäher, südlische Gegenden aufzusuchen. Ganz regelmäßig wandern, weil sie im Winter nicht genug Nahrung zu Hause finden, zahlreiche Vogelarten und kehren im Frühling wieder zurück. Weniger bekannt ist es, daß auch einige Fledermäuse regelmäßig wandern; so hat man mehrfach am hellen Tage im Frühherbst eine unserer größten Fledermäuse, die frühfliegende Fledermaus, ein verbreitetes deutsches Waldtier, in größeren Höhen südwärts ziehen sehen, und eine Zwergfledermaus, die sogenannte nordische. Dieses Tierchen, das in Skandinavien, Nordrußland und Sibirien lebt, rückt erst im August in die nördlichsten Teile seines Verbreitungsgebietes ein, wahrscheinlich, weil ihm die hellen Juni- und Julnächte in den höheren Breiten nicht zusetzen. Im Herbst kehrt es wieder zurück und durchmischt dabei eine Strecke von zehn Breitengraden. Außer dem Reutier ist kein landbewohnendes Säugtier bekannt, das so weite Wanderungen unternimmt.